

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 21.

Donnerstag, den 17. Mai.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von zu der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die geis. Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Belegenheit zu befördern. —

Eine kleine Reisegeschichte.

„Reiseabentheuer giebt's nicht mehr“, behauptete ein Herr in einer Gesellschaft. „Abentheuer — das heißt im richtigen Sinne genommen, mögen allerdings nicht mehr vorkommen, seitdem die Wege dermaßen geebnet sind, daß man theilweise die Welt durchfliegen kann“, antwortete eine Dame von mittleren Jahren, an welcher die Zeit etwas schonender, als sonst gewöhnlich vorüber gegangen war und die sich besonders durch einen hellen, fröhlichen Stimmton auszeichnete. „Allein wer mit offenen Augen reiset, der kann auch jetzt noch Manches erleben, was erzählenswerth und scherzhaft genug ist, um ein Halbstündchen damit zu verkürzen.“

„Haben Sie dergleichen erlebt?“ fragte der Herr aufmerksam werdend.

Die Dame lachte. „Ich weiß nicht, ob es der Rede werth ist, meinte sie, aber mich hat die Sache im höchsten Grade ergötzt.“

„So erzählen Sie“ — bat man von allen Seiten. —

„Es sei gewagt“, entgegnete die Dame. „Gefällt es Ihnen nicht, so mögen Sie mir Zeichen von

Langeweile geben, dann schweige ich. Sie werden sich erinnern, daß ich im Februar eine Reise in Familienangelegenheiten unternehmen mußte! Ich wählte die Tage, die nicht so grimmig kalt waren, um die Tour, welche mich zwölf Stunden in den Postwagen baunte, weniger unerträglich zu machen. Zwölf Meilen per Post! Ein entsetzlicher Gedanke in jetziger Zeit, wo die Langweiligkeit einer Eisenbahnreise schon zur Speculation auffordert, Bibliotheken zu gründen, die in der flüchtigen Reise eine kleine Spanne Zeit zu einem Nichts herabdrücken sollen.“

Ich begann meine Reise mit schönem Sonnenschein. Der Schnee lösete sich in Wasser auf und rieselte in Strömen von den Dächern. Kaum vier Stunden später verfinsterte sich jedoch die Luft und Schneeflocken von bedeutender Größe beeiferten sich, den weggethaneten Schnee wieder zu ersetzen.

Wohlgemuth fuhren wir unsere Straße. Vier Passagiere in einem so großen Postkasten sind gerade eine hinreichende Zahl, um im kalten Winter eine gemüthliche Stimmung hervorzurufen. Unsere Gesellschaft hatte die bunte Mischung, um eine gewisse Mannichfaltigkeit in unsere Unterhaltung zu bringen und wir kamen nach und nach in jenes lebhafteste Plau-

dern, worin man alle Vorsichtsmaßregeln der Con-
venienz bei Seite setzt. Die Gegenstände des Ge-
spräches waren nicht aus dem tiefen Schachte mensch-
lichen Wissens hervorgeholt, sondern bezogen sich mehr
auf allgemeine Beobachtungen und Erfahrungen.

Bis Eisleben blieben wir vier Personen zusam-
men. Hier trennten sich zwei der Passagiere von
uns. Ein alter Herr, wahrscheinlich ein Gutsbe-
sitzer aus der Gegend von Rosla, blieb mein Ge-
fährte.

Es dunkelte schon stark, als wir in Sangerhausen
eintrafen. Das Schneegestöber dauerte fort. Dazu
wehte ein schneidender Nordwestwind. Mich verlangte
sehnlich nach dem Ende meiner Reise und es gereichte
mir nicht zum Troste, als ich von dem lustigen Pos-
tillon die Bemerkung machen hörte:

„Wenn das so fort stöbert, kommen Sie vor
Nacht nicht nach Nordhausen!“

Ein schöner Trost! Der Himmel schien große
Luft zu haben, „es so fort stöbern zu lassen“ und
ich dachte mir eine nächtliche Fahrt in diesem Wetter
gar nicht angenehm. Was half mir aber alles Seuf-
zen. Fort mußte ich, also schlug ich mir die Grillen
aus dem Sinne.

Die Dunkelheit nahm rasch zu. Der Schnee fiel
dicht wie Nebelschleier an unsern geschlossenen Wa-
genfenstern und machte es finster in dem engen
Raume.

In Ballhausen kam ein neuer Passagier hinzu,
wenigstens belehrte uns ein mächtiger Reisefack nebst
Fitzstiefeln, welches beides vom Postillon in den dun-
keln Raum geschoben wurde, daß dergleichen zu er-
warten war. Endlich erschien auch Er, dem diese
Reisenteufeln zugehörten, in der Thür der Apotheke
(wenn ich nicht irre, war die Apotheke zugleich Post-
expedition) und fragte in gedehntem Tone: ob die
Post gleich fahren werde.

Ich glaube, eigentlich hatte sie seinetwegen schon
gezögert. Er stieg ein. Beim trüben Lampenlichte
aus dem Apothekerladen entdeckte ich zuerst ein Paar
blühende Brillengläser in Gold gefaßt. Dann nahm
ich bei seinem sehr pretentiösen Einsteigen wahr, daß
er ein wohlgebildetes Gesicht hatte und ein Mann,
ungefähr in meinem Alter sein mochte, der es sicht-
lich zur Schau trug, daß er sich für eine Hauptper-
son im Staate hielt.

Sein Reisefack wurde von ihm sehr sorgfältig be-
handelt und da er den ganzen Rückfuß allein ein-
nahm, so placirte er ihn zärtlich neben sich. Mich
belustigte sein Gespräch, dem ich Anfangs schweigend
zuhörte, weil er sich uns sogleich als einen Hagestol-
zen vorstellte, der sehr große Lust habe, eine etwas
wohlhabende Dame mit seiner Hand zu beglücken.
Ich gab ihm lachend den guten Rath, ein Heiraths-
gesuch in alle frequenten Zeimugen einrücken zu
lassen.

Er mußte dies schon ohne günstigen Erfolg ver-
sucht haben. Seine Antwort ließ es vermuthen.
Aber ich hatte durch meine Voreiligkeit seine Auf-
merksamkeit erregt und er wendete von diesem Mo-
mente an ausschließlich seine Worte an mich. Was
er in der kurzen Zeit Alles erzählte aus seinem Le-
ben, das zeigte einen jener Männer, die sich selbst
immer auf dem Präsentirtbrette tragen und Prunk
mit sich selbst treiben.

Sein Dialekt war gut — er drückte sich lebhaft
und gewandt aus — wußte Gelesenes mit sich selbst
zu verflechten — war überall dabei gewesen, wo et-
was Politisch-Merkwürdiges passiert war — genug,
er ließ merken, daß er überall an seinem Plage ge-
wesen war, nur nicht in seiner jetzigen Beschäftigung.
Was mochte er treiben?

Endlich verrieth er sich. Er war *Voyageur mar-
chand*.

Zu welchen Artikeln er Geschäfte machte, konnte
ich nicht errathen. Doch daß seine Höflichkeit gegen
mich den Charakter wechselte und in eine feine Cour-
toisie überging, das nahm ich an den immer elegan-
tern Phrasen und immer zierlicheren Ausdrücken wahr,
womit er mir seine Artigkeiten anbot. Mir wurde
himmelangst. Hätte er beim Tageslichte den Wagen
bestiegen, so würde ihn der Augenschein belehrt ha-
ben, daß dergleichen Tadheiten bei einer Dame mei-
nes Alters gänzlich nutzlos waren. So aber ver-
führte ihn die Lebhaftigkeit meiner Conversation und
meine helle Stimme jedenfalls zu einer falschen An-
nahme von Jugend.

Der Schnee fiel dichter und dichter. Es war
stößfester und die Post fuhr immer langsamer. Sie
hatte keine Laternen. Vorschriftsmäßig erhielt sie
diese erst eine Station später, bis dahin mußte es
Tag bleiben. Da aber das Wetter vollständig re-

glementswidrig war, so zog es der Postillon unserer allgemeinen Sicherheit wegen vor, auch reglementswidrig langsam zu fahren.

Die Höflichkeit unsers *Voyageur marchand* artete während dieser Zeit in Schmeichelei aus. Ich lachte innerlich. Mein ehrenwerther Gefährte von früher schien mir hinreichend Schutz zu bieten, wenn er seine Zunge sonst nicht gehörig in Zaum zu halten gesonnen sein sollte.

„Wenn das so fortgeht, begann der alte Herr endlich, so können wir das Vergnügen haben, eine Nacht auf freiem Felde zuzubringen.“

„Davor behüte uns Gott,“ rief ich, von der Möglichkeit erschreckt, lebhaft aus.

„O, es wäre ja ein Glück, in so lebenswürdiger Gesellschaft Abenteuer dieser Art zu bestehen“, flüsterte der *Voyageur* schmachrend.

„Mir scheint ein Abenteuer dieser Art immer ein Unglück,“ replicirte ich etwas kurz.

„Ja wohl, lachte der alte Herr gemüthlich. Lieber im warmen Neste als im Postwagen, unter Schnee vergraben, in der aller schönsten Gesellschaft!“

„Welch' ein Barbarismus“ — flötete der *Voyageur* mit leiser schmeichelnder Stimme. Schöne Frauen vermögen ein Schneefeld zum Eldorado zu verwandeln —“

„Ach, du Allmächtiger, dachte ich. Ein Schauder überlief mich aber, als in diesem Momente mein alter Freund hinzufügte:

„Mir thut's nicht viel! Kosla erreichen wir jedenfalls bald und da bleibe ich bei meinen Verwandten.“

Bei dieser Erklärung sah ich mich plötzlich einem Alleinsein mit einem Manne ausgesetzt, dessen Lebenswürdigkeit sich so stichtlich steigerte, daß meine Lage unangenehm zu werden drohete. Es ist für eine Frau von Zartgefühl ein abschreckender Gedanke, Zudringlichkeit in Worten mit Ernst und Würde zurückweisen zu müssen. Das weibliche Gemüth findet sich schon in der Voraussetzung einer beleidigenden Artigkeit verfolgt und wer stand mir dafür, daß dieser Ritter aus der Wollen-, Zucker-, Kaffee- oder Spiritaristokratie, seine übelangebrachten Huldigungen nicht ungebührlich ausdehnen würde? Dazu die stockfinstere Nacht! Die herbe Aussicht, länger als sonst auf der Heerstraße bleiben zu müssen, allein mit ihm

und einem rohen Postillone! Mir wurde bange und ich überlegte schon, ob es nicht gerathener sei, in Kosla zu übernachten. Aber dann verlor ich einen ganzen Tag. Die Post kam erst am nächsten Tag wieder dieses Weges. Während diese Gedanken mich förmlich durchjagten und meine Laune sehr trübten, hatte der *Voyageur marchand* seinen Platz mir gerade gegenüber eingenommen und eine Menge ausgesuchter Schmeicheleien über mich ausgeschüttet, die aber alle mehr oder weniger darauf hinausgingen, etwas von meiner Lebensstellung zu erforschen.

Sollte der Mann dich wirklich für jung halten? fragte ich mich. Es kam mir unwahrscheinlich vor, da meine gereiften Lebensansichten, die sich in meinem ganzen Wesen fast zu decidirt aussprachen, einem erfahrenen Manne hätten verrathen müssen, daß er eine Dame vor sich habe, die über die romantische Zeit der Blüthe hinaus sei. Ich überlegte. Meinen Rang und Stand wollte ich nicht Preis geben. Wozu in einem Postwagen sich decouvriren?

Mein Plan schwankte noch, als eine Wendung des Gespräches mich ganz von selbst auf eine Bahn warf, die mir Rettung von allen drohenden Unannehmlichkeiten verhiess.

Der alte Herr brachte Sebastopol auf's Tapet und erwähnte in Rück Erinnerung an seine Jugend der Franzosen in Rußland im Jahre 1812.

„Man sollte denken, die Leuten hätten gelernt, Rußland im Winter zu fürchten, sagte er, wenn es auch mit der Krimm ein wenig anders ist, als damals mit Moskau. Der Kampf gegen Klima und gegen die Elemente des Winters kommt mir immer gewagt vor und bringt wenig Ehre.“

„Man hat aber seit der Zeit Erfahrungen gesammelt — warf der *Voyageur* ein.“

„Um so leichtsinniger zeigt sich das Volk —“ sprach der alte Herr.

„Mit welchen glänzenden Hoffnungen zogen damals die französischen Heere durch unsere Gauen,“ fügte er hinzu.

„Ja wohl, meinte ich zerstreut. Und wie zer schlagen an Leib und Seele kamen sie zurück —“

„Sie sprechen, als hätten Sie das gesehen —“ rief der *Voyageur* pathetisch.

Ein Gedanke fuhr mir blüthartig durch den Kopf.

„Freilich habe ich das gesehen“, entgegnete ich lachend.

„Ja — ja — auf dem Papier — —“ flüsterte er zu mir hinüber gebeugt, als wolle er in der Dunkelheit meine Gesichtszüge prüfen. In Kellstab's „1812“ ist es ergreifend genug geschildert. Es hat Sie gewiß tief ergriffen. Ihre Phantasie scheint glühend — Ihr Herz heiß zu sein —“ schloß er mit süßem Tone.

„Gewesen vielleicht, erwiderte ich kalt, doch das ist lange her.“

Er lachte sehr angenehm. „Gott, wie lange her? Wie lange? Wohl seit 1812, als die Franzosen aus Rußland zurück kamen? scherzte er.

„Sehr möglich! Obwohl ich nicht läugnen will, daß ich einige Zeit danach auch noch phantasiereich war.“

Er lachte wieder sehr angenehm. „Sie wollen mich täuschen — das gelingt Ihnen nicht —“ lässelte er.

Ich antwortete nicht, sondern wendete mich zu meinem Nachbar.

„Wo lebten Sie, als der Krieg damals wüthete?“

„In Halle — entgegnete er.

„Meine Eltern wohnten zu dieser Zeit in einer kleinen Stadt jenseit Magdeburg, berichtigte ich kaltblütig. Ich war noch unverheirathet —“

Der Voyageur prallte mit einem Schreckensrufe zurück und lehnte sich, als wolle er meine Nähe fliehen, gegen die Rückwand des Wagens —

„Unverheirathet —“ lachte er. „Waren Sie denn 1812 schon geboren?“ —

„Die Arznei wirkt“ — dachte ich vergnügt. „Vorwärts!“

„Ei das wollt' ich meinen, rief ich lachend. Nicht allein geboren, sondern auch erzogen —“

„Das ist wohl nicht möglich, brummte mein alter Reisegefährte. Der Voyageur rückte aber unmerklich etwas rechts hinüber.

„Ich kann vierzehn bis sechszehn Jahre gewesen sein,“ rief ich tapfer. „Vielleicht noch ein wenig älter!“

Der alte Herr gab sehr unzweideutige Zeichen von Unglauben. Glücklicherweise beachtete der Voyageur in seinem Schrecken diese Zweifel nicht, sondern rückte ganz in die entgegengesetzte Ecke seines

Eiges und wickelte sich geräuschvoll in seine Bildschur ein. Er mochte sich mit der Gewandtheit des Kaufmannes sogleich ausgerechnet haben, daß eine Dame, die im Jahre 1812 als stattliche Jungfrau geprangt haben wollte, kein Gegenstand für seine Herzenshuldigungen mehr abgeben könne.

Hundegebell kündigte uns jetzt die Nähe von Rosla an.

Er schwieg, als hätte er nie sprechen gelernt. Ich jubelte im Stillen über mein probates Mittel und plauderte zwanglos mit dem alten Herrn weiter.

„Mein Himmel, welch' eine grauenvolle Dunkelheit,“ sagte dieser. „Der Schnee fällt so dicht, daß man kaum die Lichter in den Häusern schimmern sieht.“

„Sehen Sie nur die sonderbar grau-weiße Färbung der weiten Schneefelder“ — bemerkte ich, indem ich durch die angelaufenen Fenster zu blicken versuchte.

Der Voyageur lachte — aber nicht angenehm, sondern sehr hämisch.

„Das ist eine alte Sache“, warf er malitiös hin, „im Dunkeln sind alle Katzen grau.“

Er sprach fürder kein Wort. Ich war mehr als zufrieden mit dem Erfolge meiner List. In Rosla kam zwar Licht in die Nähe des Postwagens, allein er hielt es nicht der Mühe werth, einen Blick auf eine Dame zu werfen, die 1812 sechszehn Jahre und darüber gezählt hatte.

Ohne Sorge und Furcht sah ich den alten Reisegefährten scheiden, hörte noch, wie er durch seine Anordnungen und Vorstellungen das Mißliche unserer Weiterreise etwas zu beseitigen suchte und rückte mich, behaglich in meine Pelze gewickelt, zurecht, um in gemüthlicher Ruhe allen Abentheuern entgegen zu fahren.

Es wurde jetzt beim Laternenscheine schneller gefahren und damit verschwand auch die Aussicht, die Nacht unter Begeh zu bringen zu müssen.

Der Voyageur schien im Arme ungestörten Herzensfriedens zu schlafen.

Ich hatte viel und mancherlei zu denken. Die Zeit verrann — wir mußten nahe an Nordhausen sein, als plötzlich der Wagen anhielt, um, wie mir schien, einen Briefbeutel abzugeben.

Der Voyageur fuhr wild in die Höhe.

„Was ist denn das?“ schrie er wüthend.

„Es scheint, das längst erwartete Unglück ist eingetreten“, erwiderte ich mit Sanftmuth — „wir sind im Schnee versunken!“

„Donner und Doria —“ brüllte er wie besessen und riß an dem Strange, um das Fenster hinab zu lassen. „Das fehlte noch zu meinem Unglücke —“

„Sie haben das Schicksal selbst heraufbeschworen“, fügte ich mit unveränderter Sanftmuth hinzu, „indem Sie es für ein Glück erklärten, in meiner Gesellschaft solche Abenteuer zu bestehen. Tragen Sie nur in Geduld das Unabänderliche.“

In diesem Momente setzte sich der Postwagen wieder in Bewegung.

Der Herr legte sich, unter dem verständlichen Gemurmel einer Bemerkung über meine Persönlichkeit, die an Ungezogenheit grenzte, wieder in seine behagliche Stellung zurück und verfiel wieder in einen sanften Schlummer.

Wir konnten nichts erwünschter sein. Lieber mit einem ungezogenen Manne in der Nacht in einem Postwagen, als mit einem zu höflichen.

Der Weg war von jetzt an viel besser. Es hatte hier weniger gethauet und auch weniger geschneiet. Die Pferde liefen wie rasend. Wir erreichten Nordhausen bei guter Zeit und das war mir lieb, denn ich mußte per Extrapost noch einige Meilen zurücklegen, bevor ich das Ziel meiner Reise erreicht hatte.

Stumm und schlafend kamen wir vor dem Posthause an, das mit einer anständigen Erleuchtung versehen ist. Mein *Voyageur* sprang so schnell und gefaßt aus dem Wagen, daß mir klar wurde, sein Schlummer sei nur fingirt gewesen. Ich folgte langsamer unter der sehr artigen Hülfe eines Unterpостbeamten. Der helle Lampenschein fiel verklärend in unsere Gesichter, als wir im geräumigen Hausflure wartend, den Koffern entgegenfahen.

„Ihr Koffer bleibt wohl hier, gnädiges Fräulein?“ fragte der Postillon, dem ich ein Biergroschensstück verabreicht hatte, „Nicht wahr, Sie reisen mit Extrapost weiter.“

Der *Voyageur*, eben im Begriff, seinen ungeheuren Reise sack am Henkel tragend, das Haus zu verlassen, wendete sich höhnisch lächelnd gegen uns um. Seine Miene sagte verrätherisch genug, daß er den armen Postillon für verrückt halte, mich jetzt,

unter dem Glanze der Lampen, als Fräulein zu tituliren. — Unsere Blicke begegneten sich. — Meine lachenden Miene mußten ihm den Zusammenhang erklären. — Eine volle Minute starrte er in mein Gesicht — ich verneigte mich mit aller Grazie, die mir noch aus meiner Jugend zu Gebote stand und sprach: „Schlafen Sie ferner wohl, mein Herr!“

Sollte ihm dies Geschichtchen zu Gesicht kommen, so mag es ihm zur Lehre dienen, daß Damen sich lieber als Matronen grob behandeln lassen, als sich den süßen Zudringlichkeiten eines *Voyageur marchand* aussetzen. *Probatum est.*

Auferstehung und Wanderfahrt.

Reiseskizzen und Phantasieen

VON

A. Salitzirz.

(Fortsetzung.)

Der Weg zum Wasserfall ist sehr schön; man überschreitet zunächst die *Nera*, die ihre eigenthümlich himmelblauen Fluthen ungestüm hinwältzt, denn es ist hier noch nicht lange her, daß sich der heiße Jüngling *Belino* in sie hinabstürzte mit überhärmender Kraft und wildpochendem Herzen, und sie ist berauscht von dem Blute, das sie getrunken, ach! vielleicht in langen, langen sehnüchtigen Zügen; es ist ein Kind des Südens und — ein Weib. —

Man steigt einen Hohlweg hinan, dann aber wandelt man durch einen Delwald immer an der *Nera* entlang bis zu dem erwähnten Wirthshaus. Hier besteigt man die Mäuler und galoppirt nun hinab rechts einen hohen Felskamm, und gelangt dann wieder auf das linke Ufer der *Nera*, das man durch köstliche Drangengänge bis zum Falle verfolgt. Aber man befindet sich auf dem Terrain einer Privatbesitzung, und mancher Verschlag und manches Pförtlein muß geöffnet werden, bis man den letzten Schlagbaum dieses Odens überschritten, und all die Pförtner haben eine ganz eigenthümliche Neigung zu gewissen Gegenständen, so man so gemeinbin mit dem Namen „*Bajocco*“ bezeichnet, und sie sind in dem Drange diese Neigung zu befriedigen, dieser Wahlverwandtschaft zu genügen, in den dazu erwählten Mitteln groß, sehr groß, wunderbar groß.

Die Jünglinge aus Kroatien aber waren noch größer, denn sie gaben gar nichts und stellten sich durchaus unverständlich, selbst gegen die lebhafteste, pittoreskteste Pantomimensprache, und ich gebe den wackern Betteljungen das Zeugniß, daß sie sich hierin durchaus nicht geschont haben. Ich dagegen, der das Gelübde gethan, einen unsterblichen Geist nie mit seiner Bitte abzuweisen, so lange es in meiner freilich sehr geringen Macht steht sie zu erfüllen, ich kam bei solcher Aventura sehr schlecht fort.

Aber der Lohn war droben; freilich riß bei der letzten Felsböbe, die zu erklimmen war, der Gurt, der meines treuen Maulthiers Sattel fettete, und ich glitt rückwärts hinab, und fiel hart auf das Geklipp dermaßen, daß ich jenes davoutrug, das man im gewöhnlichen Leben ein Loch im Kopfe nennt, und die Herrin und Leiterin meines Maulles, ein holdes Kindlein von siebenzehn Jahren, ein feines, süßes, zartes, inniges Geschöpf mit großen Gluthaugen, wo Engel wie kartesianische Teufelchen auf- und niedertauchten, und mit langen Rabengestalten, hielt eine lange Rede voll Leidenschaft und Wärme, mit einem Pathos und einem Antheil, der mich bis zu Thränen rührte, und mich an die göttliche Charlotte*) in Berlin, die ich schon lange in mein Herz geschlossen, hold erinnerte, und sie wusch, immerfort declamirend, meine Wunde mit dem Wasser des Belino und — mit ihren Thränen; vielleicht, daß sie mir auch in diesem Moment einen Kuß gegeben, hätte ich darum gebeten. Später, beim Abschied brach sie mir nur eine Pomeranze, die ich auch ächt deutsch treulich mit heimgeschleppt, und die ich noch jetzt verehere als die Reliquie seliger Stunden, andächtig, echt katholisch, trotz Luther und Melancthon, und dem kleinen Astringewächs Ronge. Um mich her standen im Kreise die Esel und ihre Begleiter, und es war eine eigenthümliche Gruppe.

Und endlich droben; ich saß auf der Felsbank in der verdorrten Laube, und sah den Wasserfuß, der von der gegenüberliegenden Felsstirne herabschäumte. Markus Curius Dentatus war es, der im Jahre der Stadt 671 dem Belino einen Weg durch den Felsen in den ungefährt eintausend Fuß

*) Geschrieben als Charlotte der Kunst noch nicht abhelft geworden.

tiefer rauschenden Nera leitete, um dadurch Ueberschwemmungen, welchen die Gegend droben ausgesetzt war, vorzubeugen. Und so rauschte denn der Guß hinab seit jenem Tage, wo der Felsen durchbrochen, Rom, das große titanische Rom, eine Welt ist untergegangen. Und so rauscht er noch und wird rauschen, bis wann? — Purpur der sinkenden Sonne floß in die Wassersäule, wir schwiegen, wir starrten, wir träumten; dann aber, wie um zu verhüten, daß die Flamme des Entzückens nicht zu hoch loderte, tranken wir Wein, seligen, rothen Wein. Leider stand auch hier dieser bewältigenden Naturscene gegenüber das Glend neben uns, und schaute mir über die Schultern, als ich einige enthusiastische Worte in meine Pergamente trug. Die Hülfe heischende jammervolle Menschengestalt ist nun einmal überall; ich glaube, nähme Einer die Flügel der Morgenröthe und flüchtete an's äußerste Meer, auch dort würde der demüthige Rücken eines Rathlosen, eines Verschmachtenden, und eine Supplik auf zerfüttertem, schmutzigem Papier nicht fehlen. Hier ward uns eine solche in elendem Französisch von einem alten, beizenhaften Weibe, die wohl hier in einer Felspalte ihren Horst haben mochte, einem megärenhaften, zerzottelten Ungethüm überreicht, in der Supplik war dann gar sinnreich angedeutet, der Glückliche solle sich nie im Gemusse soweit versenken, daß er auch nur einen Augenblick der menschlichen Misericordie vergäße. Ich gab dann, ich hatte das braune Ungethüm in sehr lebhafter Conversation mit dem jungfräulichen Engel gesehen, welcher meine Wunde mit seinen Thränen benetzt; ich vermuthete ein verwandtschaftliches Verhältnis zwischen ihnen.

Und da ich den Namen des zarten, süßen Kindes erforscht, selbiger aber „Euphemia“ war, so füllte ich meinen Becher wohl bis zum Rande und hob ihn hoch, und jauchzte in das Jauchzen des Belino: „Eufemia per sempre! per sempre Eufemia!“ Des wunderte baß sich Jedermann, weil sie keine Abnung haben mochten von solch eines Entbusiasmus jäh aufzuckender Flamme. Sie mochten wohl meinen, ich hätte bei meinem Fall mit bösen Schaden gethan. —

Ich war allein geblieben und mochte wohl eingeschlummert sein, denn was sich nun ereignete, kam sich wohl nur im Traume ereignen, im Traume, wo

der Leib Flügel bekömmt und tausendfältige, feine Antennen die Seele; im Traume, wo die Entfernungen verschwinden und wo die Geister wieder zu ihren Rechten kommen.

Mit war's, als stände drüben auf dem Fels, wo der Guß hinabstie, recht im letzten blutropfenden Gluthstrahl des sterbenden Sonnengestirns, Arwin, mein Freund; der Gute hatte eigentlich einen andern Namen. Da er es sich aber einmal beikommen ließ, die Ausflüsse seiner excentrischen Stunden, vulgo Poëmata genannt, seine harmonischen Extasen, seiner Liebe stilles Klüstern und seiner Seele schmerzvolles Verzagen, dem damaligen Redakteur des *Musen Almanachs* Herrn Dr. Ruge Hochwohlgeboren einzusenden, so hatte er den Pseudo-Namen Friederikus Arwin angenommen. Der gute wackere Friederikus, — er wohnte damals in der Klosterstraße bei der kleinen schwarzen Judennamsell drei Treppen hoch und nicht im Keller, in einer Mansarde, in welcher man gegen Alles geschützt war, nur nicht gegen Sturm, Regen, unquittirte Rechnungen und unfrankirte Briefe mit zum Vater aus der lauten Welt in's stille Zimmer heimkehrendem Manuscript.

Wohl erinnerte ich mich noch des Tages; es war, wenn mir recht ist, so zu Ende des Monats März, oder ungefähr so, denn das Bier fing an sehr gut, entzückend sehr gut, schmerzlich sehr gut zu werden, und Leuz und Winter lagen selbender in hartem Spalt, und geharnischte Wolken tauschten über den Himmel, und ein Sturm brüllte wie ein angeschossener Leu.

Wir aber saßen einander gegenüber in der Dämmerstunde in der Fensterische der Mansarde, und unendlicher Regen goß auf das Zinddach, das die Nische deckte und lange Strehnen Wassers flossen auf die Diele. Wir hatten zusammen an diesem Tage, was man so keinen Pfenning nennt; aber Friederikus war in seiner Seele froh, denn er hatte mir soeben einen langen Passus aus kostbarer Tragödie von Kaiser Juliano dem Apostaten vorgetragen, denn jener Antichrist war sein Erkornet unter den Helden, seine Achtung vor diesem großen Manne erstreckte sich bis auf das kleine Thierlein, so selbiger in seines Vaters reicher Pflanzung zu begen pflegte. und er sagte mir, daß ihm jene mikroskopischen Wesen, seitdem er

solches erlernt, immer mit einem Strahlennimbus auf dem Haupte zu erscheinen pflegten. Der Gute hätte noch gern weiter gelesen, aber des Lichtes freundliche Gabe mangelte, und mit der kleinen, schwarzen Judennamsell lebte der Dichter Arwin auf gespanntem Fuß, da er auf einem andern mit ihr zu stehen verschmähte.

Da klopfte es an die Thür, und herein trat mit ledem Anstande, ein Lämplein in seiner Hand, der Briefe-spendende Mann und heißte für einen beschwerten, unfrankirten Brief aus der Salinenstadt Halae, an den Dichter Friederikus Arwin die Summe von 6 $\frac{1}{2}$ Silbergröschen.

Da erblickte Arwin, und den Brief mit billigen Erstaunen in seiner knöchernen Hand wiegend, rief er laut: „6 $\frac{1}{2}$ Silbergröschen, ein Kapital, ein Grundbesitz!“

„In der That enorm!“ erwiderte ich, und mich mit vornehm imponirendem Pathos zu dem Spender wendend, sagte ich mit freundlicher Nobelhaftigkeit, zuckersüß, doch aristokratisch lächelnd, lässelte ich: „Sie kommen wohl morgen wieder mit heran, mein Guter? So um zwölf ist mein Freund Arwin gewiß (nicht) zu Hause!“ Und zögernden Fußes entschwand er, denn ich weiß zu imponiren.

Aber Friederikus eröffnete mit zitternden Fingern das röthliche Siegel der wohlgefalteten Hiobspost. Wie dürres Laub glitten die geliebten, viel besprochenen, viel declamirten und recitirten *Amaritudines animi* auf die Erde in das Regenwasser — wie dürres Laub und im flimmernden Schein der eben entzündeten Gaslaterne, die ein schwankes Streiflicht in die melancholische Mansarde warf, las er mit thränenfeuchter Stimme:

„Obzwar — obgleich — ob schon — zu hoher Ehre angerechnet — vortreffliche Geistesprodukte — dennoch — aber — Tendenz — Mitredakteur — großen Raum einnehmen — gehorsamst danken. — Mit der Bitte, mir Dero freundliche Theilnahme zu erhalten, ganz ergebenst.“ —

„O Ruge!“ schluchzte Arwinus, „warum hast Du mir das gethan? Meine Seele zum Pfande, wenn jene *Amaritudines* nicht die Kleinodien Deines gottverdammten Almanachs geworden wären!“

Ich hätte es Arwin verdenken wollen, hätte er seine Seele nicht zum Pfande gesetzt.

Mit dem Geist des zurückkehrenden Manuscripts war ein Geist finstersten Trübseins in das düstere Kämmerlein mit dem zuckenden Gasstreif getreten.

Und was geschah? Dem armen Arwin wurden von Stunde zu Stunde an seine Studien zuwider, selbst seine Tragödie von Kaiser Juliano konnte ihm kaum mehr einen Antheil abgewinnen. Er zog in ein Quartier, dessen Wirthin ihm besser gefiel, als die kleine schwarze Judenmamsell. Es bildete sich ein Verhältniß, bald ein sehr inniges. Um großen Ansprüchen, die an ihn gemacht wurden, zu genügen, mußte Arwin über seine Kräfte in einer Schule Stunden geben. Er erkrankte und starb.

Er war ein Mensch von seltsamer Natur, dieser Arwin. Lang, bager, dürr, todtenblaß, blondbaarig, mit langer, hakenförmiger, mißgestalteter Nase, die die größte Simulichkeit verrieth, aber mildem, blauem Auge, in dem es geheimnißvoll leuchtete und in seiner Brust schlug wohl ein warmes, treues Herz, dessen Pulse rascher wurden, wenn vom Guten, vom Hohen und Edeln die Rede war. Besonders beschäftigten ihn neben seinem Juliano und seinen *Amaritudines animi* Pädagogik und sonstige Wissenschaften, deren Resultate unmittelbar zum Nutzen der Menschheit anwendbar sind.

Und jetzt stand er da drüben auf dem Fels, als Tourist gekleidet, einen großen „Manual“ unter dem Arme und eine „Agenda“ englischer Fabrik in der Hand. Er grüßte mich und winkte mir: ich flatterte hinüber über den Abgrund von tausend Fuß in den Sonnenglanz, in dem er stand, denn ich hatte ja Flügel.

Ich sah ihm in's Antlitz: er lächelte mich unbeschreiblich an. O, wie blaß war der Aermste!

„Guten Tag, Arwin,“ sprach ich zu ihm, „wie in aller Welt treffen wir uns hier an der Caduta! Wie kommst Du hierher?“

Nun lächelte er: „Ich reise in Italien; ist denn das etwas Verwunderliches? Ich will meine Tragödie von Juliano dem großen Kaiser vollenden, auch schrieb ich neue „*Amaritudines animi*.“ Weißt Du noch —“

„Aber wie riechst Du denn!“ erwiderte ich, „so eigenthümlich, daß mir ohnmächtig wird. Es ist so ein seltsamer Dunstkreis.“ —

„Nun“, erwiderte er auf besondere Weise halb

ironisch, halb schmerzlich lächelnd: „ich sollte meinen, wer so wie ich drei Jahre acht Monate in kühler Erde gelegen, der hätte das Recht sich erworben, einen eigenthümlich riechenden Dunstkreis zu haben. Apropos“, fügte er noch leiser hinzu, „soltest Du nach Berlin kommen, suche doch Amalien auf und grüße sie von mir; sie wohnt jetzt in der Kalkschen-
nenstraße Numero — „Sieben,“ rief der Sobu des Naturforschers neben mir, „wir müssen an die Rückkehr denken, Herr Doktor!“

Ich schrak auf und sah noch den Schatten zwischen den Felswälden einsinken, den Schatten des geliebten Freundes, der mir auf nordisch-romantische, dunkle Art hier am klarsten Wasserfall der Erde erschienen war. Ich sah den Schatten einsinken, und hinter ihm versank der letzte Sonnenstrahl.

Beim Sternenschimmer kehrten wir nach Terni zurück, ich mit dem Bilde, dem köstlichen der Caduta, dem Schatten der Erscheinung des geliebten Freundes in der Seele, dem Streiflicht einer rasch entstandenen Neigung zu der lieben Herrin meines Maales im Herzen, einer Orange und einem Lorbeerzweig, ihren Geschenken, in der Hand, meinen ersten Lorbeeren und wohl auch meinen letzten! —

Leb wohl, leb wohl, Eufemia! Eufemia! — —

Der Betturin bestand darauf, in der Nacht zu fahren, und er hatte einigermaßen Recht, diese Forderung zu thun, da die Hitze am Tage entsetzlich war. So geschah es denn, das ich durch das herrliche Nerathal, durch den Geburtsort des Kaisers, Nerva, Narni, das alte *Nequinum Narnia*, ohne irgend den Genuß einer neuen Anschauung zu haben, geführt wurde, denn die Nacht war sehr dunkel und die Abenteuer vom Belino forderten Schlaf! —

Ich fand mich leider erst in Civita Castellana wieder, wo der Betturin zu Pranzo und Siesta Halt machte. Diese Stadt liegt vittoresk auf hohen Felsen, und das Kastell, das auch in neuester Zeit als Staatsgefängniß wieder mehrfach erwähnt wurde, hat einige Aehnlichkeit mit der Engelsburg zu Rom. Dieses Kastell liegt in der Nähe einer tiefen wilden Schlucht, in dessen Grunde das Rinnfal eines Baches. Links von der Brücke über dieselbe hinweg, sind in den schwarzen Fels Troglodytenwohnungen gehölet, die aber jetzt bloß als Ställe für Esel zu dienen scheinen.

Um das Verlorne wieder einzuholen, machte ich mich alsobald mutterseelenallein, da Niemand meiner Reisegefährten Theil an dem närrischen Gange nehmen wollte, auf den Weg nach der alten Stadt der Etrusker Falerii (nach der Eroberung durch die Römer Junonia Falisci), deren Trümmer in der Nähe von Cività Castellana zu sehen sind. Es ist dies jene Stadt, die durch die Geschichte von dem verrätherischen Schulmeister und dem Edelmuth des Camillus Jedermann bekannt ist. Der Schulmonarch führte nämlich seine Jünger, Söhne der angesehensten Familien, in das römische Lager, um sie den Römern als Geiseln auszuliefern, und ihnen so die Stadt in die Hände zu liefern, aber der edle Camillus läßt den gefesselten Pädagogen von seinen Cleven in die Stadt zurückpeitschen.

Es war in der That ein närrischer Gang, den ich nach dem alten Falerii that. Mittägliche Sonnengluth hatte die ganze Atmosphäre entzündet: in der weiten, wüsten Gegend, die schon einen Vorschmack zur römischen Campagna giebt, jenem Gelände, das zu stolz ist, um noch den Saamen, den die Zwerge der Gegenwart streuen, aufzunehmen, in der weiten, wüsten Gegend kein Laut, keine Menschengestalt; der Weg unterbrochen von einer unheimlichen Schlucht, mit einem stinkenden, schmutzigen Pfuhl in der Mitte; hinter einem Fels ein Esel, dumm, träumerisch stehend, neben ihm auf der Erde zwei verdächtig aussehende Gefellen, halb nackt, mit grimmigen, verworrenen Gesichtern, die aber in diesem Augenblick von dem glühenden Zauber, der über der ganzen Gegend lag, so demoralisirt und gebunden erschienen, daß sie selbst zum Rauben zu faul waren. Dann ein dürres Ahorn-Gewälde; endlich zur linken Hand hinter wild verwachsenen, wüß aufgewucherten Gestrüpp die halb zerstörten Mauern der alten Stadt. Hellgrüne Lacerten, armlang, mit seelenvoll glitzernden Augen, schauerten durch das Gebüsch, als ich näher trat; ich drang durch eine Lücke der Mauer in den Raum, den die Stadt sonst einnahm; aber es war nichts weiter von ihr geblieben, als die leeren vier Wände, auch keine Spur einer menschlichen Wohnung; ich trug abermals ein Bild der Unbeständigkeit menschlicher Dinge, ein Bild der Zerstörung mehr mit mir herum. Es ist seltsam, daß die Vegetation, da wo Trümmer sind, so eigenthümlich verwildert; wenn

man solche Ruinen und die, dieselben umgebenden, verfallenen, wild verschlungenen Dornen- und Schlingpflanzen-Hecken öfters gesehen, so lernt man bloß von dem Eindruck, den die Pflanzenwelt macht, urtheilen: Hier standen einst Mauergebilde, auf welche Menschen stolz waren. So zerrungen, verworren, zerrissen, so verdorrt, und doch wuchernd mit Stacheln und Schlingen in überschwänglicher Triebkraft, sich empor schlängelnd an dem vernichteten Steinwerk wie zu Hohn und Spott, und den letzten Lebenstropfen ausfangend aus dem zerklüfteten Bau, der nur noch steht, weil er eben noch nicht ganz versunken, — erscheint dies Alles, und nun namentlich in der grausen verbrannten Ebene bei Falerii. Wie ich da stand halb verdummt im Kopfe von der Sonnengluth, die, wie von tausend Metallspiegeln von dieser Dede reflectirt mein Gehirn versengte und meinen Gaumen vertrocknete, daß mir schwindelig und wahnsinnig zu Muth ward, da war mir, als auch die Grillen verstümmten und die raschelnden Lacerten entschlafen schienen, als hörte ich in dem versunkenen Mauerwerk ein leis, aber mit Nachdruck herdröhnendes Bohren und Klopfen: der Wurm der Zeit, die Todtenuhr der Vernichtung war's; langsam, aber sicher und gleichförmig, dröhnte es fort und fort, daß der Erdboden unter meinen Füßen zitterte, und so wird es bohren, bis der letzte Stein von Falerii zu Pulver zermalmt ist.

Wenn es Geister giebt, die in Trümmern wohnen und die über Trümmern weinen, hier in dieser Ruineneinsamkeit können sie ihrer Schwermuth freien Lauf lassen.

Ich fing in diesem Augenblick an, eine leise Ahnung von dem zu empfinden, was man Wahnsinn nennt. Die Sonne schien mir ein Mond zu sein, der aus tausend Vulkanentrachen tausend Flammensprünge rect, und mir war, als wäre ich erkiesen hier zu wandeln im versengenden Vollmondscheine, selbst ein Geist, ein schmerzlich zerrungener, um zu weinen hier fort und fort um die versunkene Welt, ach! und zugleich um die Welt meiner Jugend, meiner Liebe, meiner königlichen Hoffnung, die täglich tiefer und tiefer niedersinkt in die fernsten, unermessenen Gründe meiner Seele, über die mein Ich keine Macht mehr hat. —

Ja täglich tiefer und tiefer, und jene verdörren,

öden Ahornbäume, manche versengt von einer Flamme, die die frevelhafte Hand eines sorglosen Hirten an ihre Wurzel gelegt, manche bloß noch schwarze Stumpfe, hier und da auch eine schmerzliche Tanne, oder sonst so ein wehmüthiges Gesicht aus der Ele-risei der Nadelhölzer, schienen mir als der Hain der Eumeniden, und ich hörte mit schauernder Seele das Rauschen der ehernen Flügel, ich wollte fliehen, aber ich bebte.

Das sind italische Freuden! —

Und wie ich mich endlich besann und zurückkehren wollte, da verfehlte ich in meiner verdüsterten Stimmung mit meinem sonnengeblendeten Auge den rechten Weg, und ich lief stumpfsinnig weiter, denn nun lebte nur noch ein Gedanke in meinem Hirn, der — zu trinken. Zu trinken, was es auch sei, aus einem Pferdeeimer, aus einer Pfütze, wenn's nur tropfte, wenn's nur flösse. Aber jetzt so zum Beispiel in Berlin auf dem Hopf'schen Keller zu sitzen, oder im Waldschlößchen bei Dresden, das Deckelglas mit dem schäumenden Trank an den Lippen, oder nun gar in München beim schwäbischen Donikel, o, in München und zu trinken erst bedächtig und schlürfend, dann mit steigender Hast und Enthusiasmus, endlich zuklappend mit kunstfertiger Hand den zinnernen wohlgefügteten Deckel, ihn zuliegend der Bierspenderin mit lächelndem, seligen Antlitz, auf dem in diesem Moment nur noch ein Wunsch, zu lesen, der Wunsch nach — Mehr! — O, wer das könnte! Geist des großen Gambrius stehe mir bei in dieser bängsten aller Stunden!

Ich glaube wirklich, ich wäre hier verschmachtend und verzagend umgekommen, denn in meinem Haupte wirkten sich die Gedankenspinne immer confuser, und wenn die Ich-Seele ihren Hauptsitz in der Hypophysis Cerebri, oder der Glandula-Pituitaria hat, wie doch von einigen Physiologen zweifelsohne behauptet wird, so kann ich versichern, daß in diesem Augenblicke diese unschätzbare Drüse Flügel, oder wenigstens Füße auf ihre eigene Hand bekommen hatte, denn wo sie überall herumging, herumhüpfte und herumflatterte, das geht denn doch über alle Gebühr, und das ist mit der gewöhnlichen schwarzen Dinte gar nicht zu beschreiben.

Es wäre aber doch gar nicht uninteressant ge-

wesen, wäre ich hier verschmachtend, und es hätte in der Todesanzeige gelautet: erblickte das Licht der Welt im Lande Lusatia, und verendete bei der Stadt Falerii von wegen Mangel an tropfbaren Körpern, was man vulgo „er verdurstete“ benennt, welches denn doch in gar keinem üblen ironischen Gegensatz zu der Prophezeiung meiner guten Mutter gestanden, die in allzugroßer Besorgtheit ihre Prognose dahin abgegeben, ich würde dereinst an zu vielem Trinken sterben.

Aber ich verschmachtete nicht wie Figura zeigt, sondern ich wurde gerettet, und zwar durch ein Wesen, das im Allgemeinen räthselhaft in seiner Erscheinung, mir damals in meiner verfinsterten Seele noch räthselhafter erschien, und das ich mich nicht abgeneigt fühlte, unter der Kategorie „Hermaphrodit“ zu rubriziren.

Wie ich stumpfsinnig in mich verloren dastehe in der Dede, mich im Stillen darüber höchlich verwundernd, daß ich in der schattenlosen ausgebrannten Büste selbst noch so glücklich war, eine Art von Schatten, und wie es mir schien, gar einen pechschwarzen zu besitzen, kommen zwei Esel vor einer Karre des Weges daher und ein schlummerndes, wenigstens hindämmerndes Neutrum, hingestreckt auf dem Fahrzeug, gerirte sich als Zügeltenker.

(Fortsetzung folgt.)

Poesie-Briefe.

3.

Zu den neuesten wunderbaren Entdeckungen auf dem Gebiete der kritischen Naturgeschichte gehört auch die: daß es doch eigentlich unstatthaft sei, wenn die Poeten ihre Stoffe aller Orten und Enden suchten, wenn sie frischweg in aller Herren Länder und aller Zeiten Schächte stiegen, um poetisches Gold zu Tage zu fördern. Im Wesentlichen mache die Beschränkung den Meister und die Fülle der Phantasie sei nur ein Symptom der Krankheit. Wie Nestor in Ludwig Tieck's „Prinz Zerbino“ sagt ein guter Theil der Kritik: „ich muß die Ehre haben euch zu sagen, das Wesentliche an einer Blume

ist eine gewisse Niedlichkeit und Kleinheit. Und dann nicht solche übertriebene Menge; ich mag sonst wohl Blumen und sie geben uns eine gewisse Ergößlichkeit, aber das muß sich mit diesen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht so ins Excentrische gehen.“ — Nun, und unter diesen Gesichtspunkten wird den talentvollsten Poeten: „Buntscheckigkeit“, „Styllosigkeit“, „Hyperromantik“, und der Himmel weiß was noch alles vorgeworfen. Wer, der die geringste Theilnahme für die Dichtkunst besitzt, hat diese kritischen Phrasen und Schlagwörter nicht schon belächelt! Da wir uns trotz aller „vernünftigen“ Vorstellungen der Recensenten nimmermehr entschließen können wie die thracischen Maler nur aus einer Farbe zu malen, so müssen wir es vor der Hand dabei bewenden lassen, die mit Gestaltungskraft verbundene Phantasie für die Hauptkraft des Dichters sowohl, als des Künstlers überhaupt zu halten, dieser Phantasie innerhalb der Gränze der Schönheit alle nur erdenklichen „Grundrechte“ einzuräumen, und demnach auch die „Buntscheckigkeit“ der Stoffe bestens zu acceptiren. Dies vorausgeschickt, wird es wohl natürlich erscheinen, daß wir nicht eben wünschen, ein Dichter möchte dem andern so ähnlich sehen, etwa wie ein Ei dem andern, — auf daß der Unterschied lediglich in der Größe liege, die ja doch, der Sachlage nach, auch nicht sehr differiren kann. Wie gesagt, das mögen wir nimmer und wenn wir das letzte mal Otto Ludwig, dem kernigen, ursprünglichen Dramatiker unsern Tribut gezollt, so salutiren wir diesmal einem Poeten, der mit Otto Ludwig weiter keine Ähnlichkeit hat, (ja, der in gewissem Sinne sich selbst den engen Kreis gezogen; der ihm für seine Individualität geeignet erscheint, den man aber wie gesagt, keinem Dichter als *conditio sine qua non* entgegenhalten soll) als daß er gleich diesem ein Auserwählter ist unter den Berufnen: Theodor Storm.

Theodor Storm ist dem Publikum zunächst aus den „Sommergeschichten und Liedern“, dem Märchen „Immenssee“ bekannt. Er selbst nennt seine Erzählungen „Situationen“ und das sind sie auch in der That. Sie erinnern in vieler Beziehung an den Dänen Andersen; nur daß Andersen in der Außerlichkeit den Mondschein etwas mehr liebt und Theodor Storm, den warmen klaren Sonnenschein. Aber einen gewissen Zug der Behmuth, ja selbst der Resignation haben Storms Personen mit denen Andersens gemein. So hoch wir nun auch eben diese Art sich in Situationen mit liebevollem Behagen zu vertiefen, diese saubere Detailzeichnung anschlagen müssen, gegenüber der grobstofflichen, gemeinen und widerwärtigen Effectmacherei und Handlungsheße unsrer „gewandten Erzähler“, so hoch wir das sinnige Gemüth, das aus diesen Geschichten spricht, schätzen, ja obwohl wir zugestehen müssen, daß einzelne von Storms Productionen auf diesem Felde, wie z. B. die Geschichte „Im Saal“, in der sich des Dichters

Manier in liebenswürdigster Entfaltung ergeht, classisch zu nennen sind — so sehr müssen wir Theodor Storms Gedichte über seine Erzählungen setzen.

Zwar begegnet uns auch hier zunächst wieder jener herbe Resignationszug, jene Behmuth, die wir schon in den Erzählungen fanden. Die Summa derselben scheint uns z. B. in dem Liede „Loose“ ausgedrückt:

Der er einst seine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen
Nicht weiter sein gedacht!

Drauf hat er heimgeführt
Ein Mädchen still und hold,
Die hat aus allen Menschen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob sein Herz in Liebe
Niemals für sie gebebt,
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

Aber über alle die herben Erfahrungen des Lebens hinweg, über die Erinnerungen an dunkle Stunden, an theure blasse Mienen und geliebte Gräber erhebt der Poet sich in dem tiefempfundenen „in hoc signo vinces“:

O schöne Welt! So sei in ernstem Zeichen
Begonnen denn der neue Lebenstag!
Es wird die Stirn nicht allzusehr erbleichen,
Auf der, o Tod, Dein dunkles Auge lag!

Ich fühle tief, Du gönnetest nicht allen
Dein Angesicht; sie schauen Dich ja nur
Wenn sie Dir taumelnd in die Arme fallen,
Ihr Loos erfüllend gleich der Creatur!

Mich aber laß unirren Augs erblicken
Wie sie, von keiner Ahnung angeweht
Brutalen Sinns ihr mächtig Werk beschicken,
Unkundig Deiner stillen Majestät.

Und nun erblicken wir die andre Miene der Stormschen Muse, der aller Schmerz, alles Weh und Leid den freudigen Muth Welt und Leben zu genießen nicht genommen haben, nun führt uns der Dichter in ein Stilleben, welches so poetisch verherrlicht ist, wie wir kaum geglaubt hatten, daß Stilleben verherrlicht werden könnte, nun blüht der lyrische Jubel auch aus ernstem Mannesmuthe hervor, wie im „Octoberliede“:

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein den Helden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt
So gänzlich unverwundlich!

Und wimmert auch einmal das Herz
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen doch ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein den Helden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergelden, ja vergolden.

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Weilschen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackerer Freund,
Genießen, ja genießen!

Dann wieder, welche schöne Klarheit, welche Grazie wo Theodor Storm als erzählender Poet auftritt. Schon in dem noch zu lyrisch gehaltenen „Weihnachtsabend“ dann in einer Reihe sinniger gehaltvoller Märchen: unter denen einige wie „die Sturmnacht“ und „in Bulemanns Hause“ den Stempel höchster Kunstvollendung tragen, von denen einige dereinst zu den köstlichsten Perlen in dem reichen Diademe unsrer vaterländischen Dichtung zählen werden! Wahrlich, es gehört mehr als kritische Verbißtheit und Kurzsichtigkeit dazu in Theodor Storm nur einen Miniaturlyriker mit Goldschnitt erkennen wollen; und den lautern, klaren Wein, den uns der holsteinsche Poet schenkt mit dem süßlichen Rosinenmost, mit den ein paar Duzend Tageshelden den beneidenswerth guten Ragen unsres Moderepublikums erfreuen, nur in irgend eine Beziehung bringen zu wollen. Daß die Eigenthümlichkeit Theodor Storms nicht wie bei den ihm verwandten Dichtern: Eduard Mörike und August Kopisch zur Grille und Caprice wird, ist höchst anerkennenswerth. —

Noch einmal unsres Ausgangspunktes gedenkend, so wären gerade Theodor Storm die Vorwürfe, deren wir gedachten, am letzten zu machen. Er ist weder „buntscheckig“ noch „sinnlos“ und höchstens in Anbetracht der von uns hervorgehobenen prächtigen poetischen Märchen könnte die materialistisch (oder wie sie selbst sagt „realistisch“) gefärbte Kritik einen Steckbrief als „Romantiker“ gegen ihn erlassen. Aber wir hielten es gerade heute für sehr zweckmäßig, uns noch einmal von vornherein gegen den Verdacht zu wahren, als wollten wir nur eine bestimmte Richtung für poetisch und berechtigt anerkennen. Denn die rechtshaberische Exklusivität ist neben der geträumten Unfehlbarkeit ein Haupt- und Grundfehler nicht bloß der gesammten Literaten-, sondern auch öfter und leider der bessern und der ehrenwerthen Kritik.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Weimar

über

Kunst und Künstler der Gegenwart.

III.

„Pierre Ducré“? ein neuer Componist aus der historischen Schule.

„Pierre Ducré?“ fragen Sie verwundert. — Sie kennen den Mann nicht? — Ich habe ihn auch nicht eher gekannt, als bis ich Berlioz kennen, lieben und verehren lernte. Schlagen Sie in allen historischen, ästhetischen und Conversations-Lexicons der Welt nach, und Sie erfahren sicher nicht, wer Pierre Ducré gewesen ist. — Ich muß Ihnen daher verrathen, daß Pierre Ducré ein vortrefflicher Componist war, mit einem noch vortrefflicheren Herzen, der ein reizendes Oratorium geschrieben hat, und dieses jüngste Kind seiner Laune bei den Pariseru unter einem fremden Namen einschmuggelte. Eigentlich war aber die Sache umgekehrt. — Das klingt Ihnen noch unverständlicher, als der Name unbekannt? — Darum lassen Sie sich erzählen. Aber verlieren Sie die Geduld nicht! Ich hole etwas weit aus, und beginne im Jahre 1855, um endlich bis auf das Jahr 1679 zu kommen. Sie werden mir zugeben, daß diese Art der Entwicklung ganz im „historischen Styl“ ist, nur, daß umgekehrt ein „Historiker“ ungefähr bei dem Jahre 1679 beginnen würde, um mit einigen Umschweifen bei der Musik von 1855 anzukommen! — — — — —

Im Februar dieses Jahres erschien der Meister Berlioz zum dritten Male in unserm 31m-Athen. Er kam rubmgekrönt von Paris, wo er so eben sein neuestes Werk, „l'enfance du Christ“, innerhalb weniger Wochen 3 Mal aufgeführt hatte, und zwar unter immer steigendem Enthusiasmus. Der Beifall war dort ein so außerordentlicher und selbst für das Pariser Publikum so außerordentlicher, (der Componist wurde während und nach der ersten Aufführung ungefähr 20 Mal gerufen) daß die Spannung des Auslandes auf diese originelle Composition ebenso erklärlich als allgemein war. Einladungen von Brüssel, London u. waren an Berlioz bereits ergangen, sein Oratorium dort selbst zu dirigiren. Aber eine rechtzeitig eingetroffene Einladung von List bestimmte Berlioz, sich zuerst nach Weimar zu wenden. — Und so wurde denn unserer Stadt die Auszeichnung zu Theil, das neueste Werk des großen Meisters in seiner vollen Ausdehnung zuerst in Deutschland zu hören. Dies war bereits das dritte Mal, daß eine neue, eigenthümliche Seite von Berlioz' vielseitiger künstlerischer Thätigkeit in Weimar

zuerst zur Anschauung und Anerkennung gelangte. Und diesmal war es nicht auf dem Gebiet der Instrumentalmusik und Oper, sondern auf dem des Oratoriums.

Ich hebe das mit Nachdruck hervor, weil gewisse andere Städte, die in Deutschland eine musikalische Suprematie theils affectiren, theils wirklich besessen haben, eine „Ehre“ darin suchten und theilweise noch finden, Berlioz so lange, als nur irgend möglich ist, zu „ignoriren“, und seine Werke zuletzt zu hören. — Allerdings sind die Ansichten über künstlerische Ehrenpunkte sehr verschieden. Und leider giebt es nur ein Tribunal, welches in letzter Instanz darüber entscheidet. Man nennt es — die Geschichte! —

Wer den Entwicklungsgang von Berlioz verfolgt hat, wer die Virtuosität kennt, mit der er die Instrumentalmassen behandelt und ihnen ein eigenthümliches poetisches Tonleben einhaucht, dem wird es vielleicht auffallen, daß Berlioz so spät noch einer Kunstform sich zuwandte, die anscheinend außerhalb seines Ideencircles lag und in ihrer historischen Fundamentierung mit dem sonst so phantastisch weit- und hochgreifenden Gedankensflug des Tondichters wenig zu harmoniren scheint.

Die Entstehung dieses Oratoriums aus einem kleinen Gedanken-Reim ist auch merkwürdig genug, um die Richtigkeit dieser in Deutschland noch zu wenig bekannten Thatsache hier zu entschuldigen, die ich Ihnen mit den eigenen Worten des Componisten wiedergeben will. —

Der zweite Theil des Oratoriums wurde zuerst, und zwar unter dem Titel „die Flucht nach Aegypten“, veröffentlicht. Berlioz führte diese reizende Episode, die sich schnell eine allgemeine Anerkennung und Beliebtheit errang, schon im Jahre 1853 in Deutschland ein. Auch in Weimar kam sie unter List's Direction damals in einem Hofconcert zur Ausführung. — In der französischen Ausgabe der Partitur erschien aber diese biblische Idylle mit folgendem musikalischen Zusatz: „Fragment eines Oratoriums im alten Styl, Pierre Ducré, einem imaginären Kapellmeister, zugeschrieben.“

Die Lösung dieses Räthsels finden wir in folgendem Brief, den Berlioz der Dedication der französischen Partitur (an Ella, Direktor der „Musikal-Union“ in London) beigelegt hat.

„Ihr richtet nach des Autors Namen, nicht nach Werken“,
„Und preist und tadelt nicht die Schreibart, nur den Mann!“

Lieber Ella.

Sie fragen mich, warum das Oratorium die Bezeichnung trägt, „einem imaginären Kapellmeister, Pierre Ducré, zugeschrieben?“ — Das geschah in Folge eines Fehlers, den ich begangen habe, eines schweren Fehlers, der mir eine ernste Strafe zugezogen hat, worüber ich mir stets Vorwürfe machen werde. — Lassen Sie sich erzählen. —

Ich befand mich eines Abends bei dem Baron von M., einem intelligenten und eifrigen Freunde der Kunst, in Gesellschaft eines meiner ehemaligen Mitschüler des gelehrten Architekten Duc. Alle Welt spielte, und zwar theils Écarté, theils Whist, theils Brélan, nur ich spielte nicht, denn ich verabscheue die Karten. Dank meiner ausdauernden Geduld, bin ich nach 30jähriger Anstrengung dahin gelangt, kein einziges derartiges Spiel zu kennen, so daß ich in keinem Falle Gefahr laufen muß, durch Spieler, welche eines Partners bedürfen, mit Beschlag belegt zu werden.

Ich langweilte mich demnach in der Gesellschaft auf sehr angenscheinliche Weise, als Duc sich mit den Worten zu mir wandte: „Da Du Nichts thust, solltest Du eine kleine Composition für mein Album niederschreiben.“ — Sehr gern. — Ich nehme ein Stück Papier zur Hand und ziehe einige Linien systeme, zwischen denen in kurzer Zeit ein vierstimmiges Andantino für Orgel erscheint. Ich glaube, darin den Charakter einer gewissen ländlichen und naiven Frömmigkeit zu entdecken, und sogleich kommt mir der Gedanke, der Composition auch Worte in ähnlichem Genre unter zu legen. Das Orgelstück verschwindet, und wird zu einem Chor der Hirten von Betlehem, die ihren Abschiedsgruß dem Jesuskinde darbringen, im Augenblick, als die heilige Familie im Begriff ist, nach Aegypten zu fliehen.

Man unterbricht die Spielpartien, um meine heilige Dichtung anzuhören. Man belustigt sich sehr über die mittelalterliche Haltung, welche sowohl Verse als Musik zeigen. — „Und nun,“ sage ich zu Duc, „will ich Deinen Namen darunter setzen. Ich werde Dich committiren.“ — „Welcher Einfall! Meine Freunde wissen sehr wohl, daß ich gar Nichts von der Composition verstehe.“ — „Das ist allerdings ein sehr triftiger Grund, um nicht zu componiren. — Aber wenn Deine Eitelkeit sich sträubt, meine Arbeit als die Deinige anzuerkennen, so werde ich einen Namen erfinden, der aus dem Deinigen gebildet ist. Der Componist soll Pierre Duc-Ré heißen, und ich ernenne ihn hiermit zum Organisten der Sainte Chapelle zu Paris, und versetze ihn in das 17. Jahrhundert. Das wird meinem Manuscript gewiß den Werth einer archäologischen Merkwürdigkeit verleihen!“

Gesagt, gethan. Aber ich hatte mich einmal in Gang gebracht, den Chatterton* zu spielen. — Einige Tage später schrieb ich zu Hause die „Ruhe der heiligen Familie,“ diesmal mit den Worten beginnend, und eine kleine fugirte Overtüre, für ein kleines Orchester, in einem kleinen unschuldigen Styl,

* Anmerkung. Ein englischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, der, um sich berühmt zu machen, falsche literarische Urkunden verfertigte, und seine Gedichte als aufgefundenen Werke verstorbener Dichter ausgab.

in Fis-moll ohne Leit-Ton (der unmittelbar unter dem Grundton liegende Ton) — eine Tonart, die bei uns nicht mehr „Ton“ ist und den Kirchentonarten ähnelt, von welcher die Gelehrten Ihnen demonstrieren würden, daß sie aus irgend einer phrygischen, dorischen oder mixolydischen Tonart des alten Griechenland hergeleitet sei. — Dinge, die nicht im Mindesten zur Sache gehören, aber auf denen zuversichtlich der melancholische und „einfältigliche“ Charakter der alten, volksthümlichen Weisen beruht.

Eine Woche später dachte ich nicht mehr an meine retrospective Partitur, als es sich traf, daß ein Chor im Programm eines Concertes ausfiel, das ich zu dirigieren hatte. Es machte mir Spaß, dafür den Hirtenchor aus meinem „Mysterien“ einzuschieben, den ich im Namen des Pierre Ducré, Organisten an der Sainte Chapelle zu Paris (1679) einführte. Die Chorsänger faßten in den Proben eine lebhaftere Zuneigung zu dieser Musik ihrer Vorfahren. — „Aber wo haben Sie das Stück ausgegeben?“ — „Ausgegraben ist das wichtige Werk“, antwortete ich schnell gefaßt, „man hat es in einem eingemauerten Schranke gefunden, als man neulich die Kapelle restaurirte. Aber es war ein Manuscript auf Pergament, mit alter Notation, die ich nur mit vieler Mühe entziffern konnte.“

Das Concert findet statt. — Das Stück von Pierre Ducré wird sehr gut ausgeführt und noch besser aufgenommen. Die Kritik ist voller Lobeserhebungen darüber, indem sie mir zu meiner Entdeckung Glück wünscht. Ein Einziger erhebt bescheidene Zweifel über ihre Authentizität und über das Alter der Composition. Dies beweist auf's Neue (obgleich Sie als Franzosenfeind dem widersprechen) daß es überall „gens d'esprit“ giebt! — Ein anderer Kritiker war ganz gerührt über das Unglück des armen, alten Meisters, dessen musikalische Begabung erst nach 173 Jahren der Dunkelheit, den Pariseru sich enthüllte. „Denn“, sagte er, „Keiner von uns hat noch jemals von ihm reden hören. Und sogar das biographische Dictionnaire der Musiker von Fétis, wo sich doch so ganz außerordentliche Dinge vorfinden, erwähnt ihn nicht einmal!“

Den folgenden Sonntag befindet sich Duc im Salon einer jungen und schönen Dame, welche die alte Musik außerordentlich liebt, und eine große Verachtung der modernen Compositionen an den Tag legt, wenn sie den Datum ihrer Entstehung kennt. — Duc nähert sich mit der Frage der Königin des Salons; „„Run, Madame, wie haben Sie unser letztes Concert gefunden?““ — „O, sehr untermischt, wie immer! — „Und das Stück von Pierre Ducré?““ — „Ausgezeichnet, köstlich! Das ist Musik! Die Zeit hat ihr Nichts von ihrer Frische geraubt. Das ist noch wahre Melodie, deren Seltenheit unsere jetzigen Componisten uns deutlich genug empfinden lassen! In je-

dem Falle wird Ihr Berlioz niemals Etwas dergleichen zu Stande bringen!“ — Duc kann bei diesen Worten sein Lachen nicht unterdrücken, und hat die Unvorsichtigkeit, zu erwidern; „Und dennoch, Madame, ist es gerade mein Berlioz, der diesen Abschied der Hirten gemacht hat, und zwar vor meinen Augen, eines Abends, auf der Ecke eines Ecarté-Tisches!“ — Die schöne Verehrerin der alten Meister beißt sich auf die Lippen, die Rosenfarbe des Unwillens wechselt mit ihrer Blässe, und, indem sie Duc den Rücken zukehrt, wirft sie ihm voll übler Laune die grausamen Worte hin: „Monsieur Berlioz ist ein Unverschämter!“

Sie begreifen, lieber Ella, meine Beschämung, als Duc mir diesen Ausruf hinterbringt! Ich beeilte mich sogleich, Kirchenbuße zu thun, indem ich demüthigt unter meinem Namen dieses arme kleine Werk herausgab. Aber ich ließ trotzdem auf dem Titel die Worte stehen: „Einem gewissen Ducré, imaginären Kapellmeister, zugeschrieben“, — um mich so immer der Schuld meines hinterlistigen Streiches zu erinnern.

Jetzt mag man sagen, was man will; mein Gewissen beunruhigt mich nicht mehr. Ich bin nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, durch meine Schuld die Empfindung sanfter und guter Menschen über eingebildete Unglücksfälle erregt zu haben, und blasser Damen erröthen zu lassen, oder gar Zweifel in die Gemüther gewisser Kritiker zu werfen, die gewohnt sind, an Nichts zu zweifeln. Ich werde nicht mehr sündigen! — Adieu, lieber Ella. Möge mein trauriges Beispiel Ihnen zur Lehre dienen. Möge es Ihnen nie einfallen, auf solche Weise dem musikalischen Glaubensbekenntniß Ihrer Abonnenten eine Falle zu stellen! Fürchten Sie den Beinamen, den ich erdulden mußte. Sie wissen nicht, was es heißt, als ein Unverschämter behandelt zu werden, namentlich von einer schönen, blassen Dame! —

Ihr betrübter Freund

Hector Berlioz.

London, 15. Mai 1852.

Diese feine, geistreiche und doch so harmlose Raube, die hiermit der geniale Tondichter an denen seiner Gegner nahm, welche unaufhörlich ihm vorwarfen, daß er nicht „klassisch“, nicht harmonisch und einfach, nicht melodios und mit Anwendung bescheidener Mittel schreiben könne, was eines Künstlers, wie Berlioz, vollkommen würdig. Deutschland wurde hierdurch fast noch mehr düpirt, als sein Vaterland. Denn hier ließ Berlioz die mystische Bezeichnung „Fragment eines Oratoriums im alten Styl etc.“, aus guten Gründen weg. Und als nun seine Gegner (in der Erwartung, Berlioz werde wenigstens mit 6 Posaunen und 8 Trompeten und dem schweren Geschütz sämtlicher Schlaginstrumente gegen sie in's Feld rücken) sich kampfsgerüstet zusammen scharten, um ihr Ach! und Weh! über den Verfall der Kunst zu rufen; und der

Meister sich an die Spitze seines kleinen Orchesters stellte, das nur aus doppeltem Streichquartett, 2 Flöten, 2 Clarinetten, 1 Oboe und 1 englischen Horn bestand, ohne alle Blech- und Schlaginstrumente; und als sie den fugirten Satz, den strengen, einfachen Styl und die kleinen anspruchlosen Melodien hörten — wußten sie nicht, ob sie ihren Ohren trauen sollten! Sie standen verblüfft und fragten immer wieder: „Ist denn das Berlioz, der Gefürchtete, der keine Note wie andere Musiker soll schreiben können, sondern womöglich Alle verlehrt? Der ein Orchester gar nicht dirigiren kann, wenn es nicht aus wenigstens einem Bataillon besteht, mit Kanonen im Hintergrunde?“

Und man tröstete sich gegenseitig damit, daß Berlioz nun endlich in sich gegangen sei; daß er seine alten Sünden abbüßen wolle, in das bequeme Bett der „Classicität“ endlich eingelenkt habe, und nun ferner auf der breiten, betretenen Heerstraße musikalischer Enthaltensamkeit bis an sein Ende verharren werde. — Berlioz mag bei den väterlichen Ermahnungen und Wirken der deutschen Kritiker oft an ihre Pariser Collegen und an Pierre Ducré gedacht und still gelächelt haben! — — —

Diese „Flucht nach Aegypten“ im „alten Styl“ machte begreiflicher Weise das schnellste und meiste Glück an allen den Orten, welche auf ihren „classischen“ Geschmack stolz waren und über jede Fuge in Entzückung gerathen. Berlioz erreichte hierdurch, was ihm sonst schwerlich so bald gelungen wäre: er gelangte in Concert-Institute, die bis dahin absolut Nichts von ihm wissen wollten.

Die „Flucht nach Aegypten“ war aber ein „Fragment“, und Berlioz liebt nicht, eine Sache nur halb zu thun. Um also seinem Werk die gehörige Abrundung und einen solchen Umfang zu geben, wie kleine Oratorien zu haben pflegen, und somit den „Classikern“ zu zeigen, daß er auf ihre Ideen recht wohl einzugehen verstehe, wenn er nur sonst will — dichtete und componirte Berlioz noch den „Traum des Herodes“ und die „Ankunft in Sais“ hinzu. Und so brachte er jetzt in Weimar sein ganzes Oratorium

„die Kindheit des Herrn“ als ein Werk zur Ausführung, das, ganz abgesehen von den ursprünglichen Intentionen, denen es sein Dasein verdanken mag, auch an sich künstlerischen und rein musikalischen Werth genug besitzt, um nicht etwa für ein „musikalisches Zindelkind“, geboren auf dem Ecarté-Tisch und großgezogen mit classischer Muttermilch, gehalten zu werden. Wenigstens dürfte man in allen „Krippen“ des barmherzigen musikalischen Deutschlands (wo so manche aufgeputzte Strohpuppe und so manches todtgeborene Kind zur Ehre der heiligen Kunst von den „kritischen“ Ammen groß gezogen wird) vergebens nach derartigen „Zindelkindern“ suchen!

Die Kenner von Berlioz Werken finden aber in diesem Oratorium „alten Styles“ so viele und reiche musikalische Schönheiten und Feinheiten, so viel dramatisches Leben und wahre Poesie, daß sie, ohne mehr an Pierre Ducré zu denken, das Werk auch um seiner selbst Willen schätzen und lieben müssen. Mit der ehrbarsten Miene von der Welt oktroyirt Berlioz seinen frommen Zuhörern mitunter ganz merkwürdige Dinge, von denen ich Ihnen im nächsten Briefe Einiges erzählen will.

Was aber die Nichtkenner thun oder lassen, ist begreiflicher Weise sehr gleichgültig für den Meister, wie für den Erfolg seiner Werke. Man hat, um sich aus der Affaire zu ziehen, und eine plausible Entschuldigung dafür zu finden, daß Berlioz die Kritik mit diesem Oratorium gründlich dupirt hat, Viel von forcirter Einfachheit, affectirter Naivität u. u. gefabelt, aber der gleichen Kunstgriffe verblüffen heut zu Tage Niemand mehr! — — Da fällt mir am Schluß zu rechter Zeit wieder eine Goethesche „Reflexion“ ein:

„Die Lust der Deutschen am Unsichern in den Künsten kommt aus der Puscherei her. Denn wer „pusche, darf das Rechte nicht gelten lassen, sonst wäre er gar Nichts.“ — — —

Und gar Nichts zu sein, nicht einmal ein leidlicher Kritiker mit gesundem Menschenverstand — ist doch zu wenig! Meinen Sie nicht auch? — —

(Fortsetzung folgt.)

Jeuilleton.

Beitschwingen.

Musik. Concertmeister Joachim in Hannover hat eine Ouverture zu Shakespears „Heinrich IV.“ componirt und im letzten Abonnementsconcert in Hannover zur Aufführung gebracht. — Robert Schumanns

Musik zu Byrons „Ranfred“ ward in Hamburg aufgeführt; in Kopenhagen dirigirte Gade zum erstenmale Schumanns „Paradis und Peri.“ — Der talentvolle Componist Hugo Ulrich (dessen „Symphonie“ den bekannten Brüsseler Preis vor zwei Jahren erhielt) arbeitet seit einiger Zeit an einer Oper, zu der Max

Ring das Libretto geschrieben. — Das „Niederrheinische Musikfest“ wird zu Pfingsten vom 27. bis 29. Mai in Düsseldorf unter Direction von Ferdinand Hiller stattfinden. Zur Eröffnung der großen Industrieausstellung in Paris hat Hector Berlioz wie man meldet ein großes „Te Deum“ componirt. — Aus Weimar wird auf das Günstigste über ein daselbst stattgehabtes Concert von Joachim Raff, worin der Concertgeber von eignen Compositionen eine „Symphonie“ in fünf Sätzen; ferner ein „Charakterstück für Soloceige und Orchester“; „Traumkönig und sein Lieb“ (Gedicht von Em. Geibel) für eine Singstimme mit Orchester; und „der 121te Psalm für Solostimmen, Chor und Orchester“ zur Aufführung brachte. — In Hamburg wird das Publikum für die Suspension des Stadttheaters (das mit Göthes „Egmont“ und Beethovens Musik dazu würdig geschlossen wurde) wenigstens einigermaßen entschädigt durch die trefflichen Opernvorstellungen, welche Herr Sachse unter Mitwirkung von Mitgliedern der aufgelösten Hamburger Bühne und fremden Gästen arrangirt und ermöglicht hat. Dieselben begannen mit „Don Juan.“

W. von Kaulbachs Shakespearergallerie. Die Nicolaische Buchhandlung in Berlin kündigt binnen Kurzem das Erscheinen der „Shakespeare Gallerie“ W. von Kaulbachs an. Die erste Lieferung wird drei Blätter zum „Macbeth“ enthalten. Es braucht natürlich nur dieser Anzeige — denn das Werk eines Künstlers wie Kaulbach noch empfehlen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Dagegen sei dem kunstsinigen Publikum ans Herz gelegt: das kostspielige Unternehmen, welches die Verlagshandlung beginnt und welches von so hoher Bedeutung ist, durch möglichste Betheiligung zu unterstützen.

Neue literarische Erscheinungen. Bei Bauer und Raspe in Nürnberg erscheint ein Werk des Dr. A. v. Eye (Vorstand der germanischen Nationalmuseum) „Kunst und Leben der Vorzeit von Beginn des Mittelalters bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.“ Das zweite Heft ward bereits ausgegeben. Die Lieferungen in Großquartformat kosten einen halben Thaler. — Im Verlag von Meidinger in Frankfurt erschienen Dr. A. Zeisings „Aesthetische Forschungen.“ — Bei Hartung in Leipzig ein Buch „Aus Weimars Glanzzeit“ betitelt, das dem Titel nach ungedruckte Briefe von und über Schiller enthält. Herausgegeben ist dasselbe von Dr. A. Diezmann. — Unter den belletristischen Erscheinungen der letzten Wochen nennen wir: „Luana“ von G. zu Putlitz und „humoristische Jagdgedichte“ von Bornemann, beide bei Duncker in Berlin. Ferner einen neuen Nusen Almanach „Harfe und Leyer“, der

im zweiten Jahrgang erscheint. Der Herausgeber L. Grote gehört der pietistischen Richtung an.

Bermischtes.

Eine Dichterkrönung. Bei uns in Deutschland sind die Zeiten gekrönter Dichter längst vorüber — nicht so in Spanien. Man berichtet aus Madrid, daß dort die Krönung des nationalen Dichters Quintana stattgefunden habe. Es ist nicht allein die Dichtkunst, die man in diesem edeln Greise ehren wollte, sondern auch der Patriotismus, der ihn während des spanischen Unabhängigkeitskrieges antrieb, sein Talent der Nation zu widmen. Eine glänzende Menge füllte die Räume des Senatspalastes, Ihre Majestät die Königin und deren Gemahl präsidierten der Feierlichkeit. Der Dichter wurde eingeführt. Galvo Ascensio hielt eine Rede, Harzenbusch, einer der ersten spanischen Dramatiker, überreichte an Espartero den goldnen Lorbeer, der ihn der Königin übergab, die damit unter lautem Beifallrufen den ehrwürdigen Kunstveteranen bekränzte. Die Feier wurde mit einem Festmahl beschlossen, woran die Königin, das diplomatische Corps, die Minister und höchsten Staatsbehörden Antheil nahmen. Quintana wurde spät Abends noch vom Präsidenten der Cortes, dem Direktor der spanischen Akademie u. A. im Triumphe nach Hause begleitet.

Die Deutschen als Klavierlehrer in Amerika. In den „Signalen für die musikalische Welt“ veröffentlicht Theodor Hagen (Butterbrod) „Reisefestzügen“, in denen er jetzt die musikalischen Zustände New-Yorks besprach. Er sagt am Schlusse: Es ist übrigens nicht wahr, daß alle hunderttausend Deutsche, welche hier Geschäfte treiben, Klavierlehrer sind, einige handeln auch in Kleidern, fertiger Wäsche und Auswanderern. Daß übrigens nicht alle einmal Unterricht gegeben haben, dafür stehe ich nicht. Klavierstunden ist nämlich das Erste, womit die neuen Einwanderer ihre Carrière beginnen, vorausgesetzt, daß sie nicht ein höheres Bedürfnis für das Pflügen im Westen haben. Jeder nicht reuiffrende Commis, jeder arbeitslose Barbier, jeder Comödiant, Advokat und Zeitungschreiber wird, wenn es irgend thunlich zuerst Klavierlehrer, es scheint als wenn dies die erste Sprosse ist, die zu allem Möglichen führen kann. Vom Klavierlehrer kann man es zu einem samosen Bierwirth, Hotelinhaber, Musikalienhändler, oder einem äußerst soliden Kaufmann bringen, die Geschichte der deutschen Einwanderung ist reich an derartigen Beispielen.“

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. S. Wolf in Freiberg.